

Nostalgie 4.0? Industrialisierung, Obsoleszenz und der Blick zurück

Dr. Dominik Schrey, KIT¹

¹ *Karlsruher Institut für Technologie, Karlsruhe, Deutschland*

Kurzfassung

Ausgehend von der These, dass das moderne Nostalgiekonzept erst vor dem Hintergrund der Industrialisierungsschübe des 18. und frühen 19. Jahrhunderts denkbar wird, unternimmt dieser Beitrag den Versuch, die zuletzt vor allem im Rahmen medienkulturwissenschaftlicher Fachdiskurse verhandelten Fragen nach dem Zusammenhang von technologischer Obsoleszenz und Nostalgie für die Diskussion über eine „vierte industrielle Revolution“ fruchtbar zu machen. Wie ich zeigen werde, hat jede historische Phase der Industrialisierung ihre eigenen spezifischen Formen von nostalgischen Komplementärserscheinungen provoziert, die von ästhetischen Reflexionen bis hin zu aktivem Protest reichen. Besondere Aufmerksamkeit gilt in diesem Kontext der Debatte um das „Ende der Arbeit“ und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Strukturwandel.

Der Aufsatz ist als explorativer Vorstoß zu verstehen. Er baut auf den von mir andernorts (Schrey 2017) ausführlich untersuchten ästhetischen und diskursiven Auseinandersetzungen mit der „digitalen Revolution“ auf, versucht jedoch, die erarbeiteten Ergebnisse auf neue Anwendungsbereiche auszuweiten. Geleistet wird also ein erster Problemaufriss, dessen vornehmliches Ziel in der Sondierung des Terrains besteht.

1 Der moderne Nostalgiebegriff und das Modernisierungsbewusstsein

Im Jahr 1688 beschreibt der Arzt Johannes Hofer aus Basel erstmals eine gefährliche Krankheit, an der offenbar vor allem junge männliche Schweizer erkranken, die ihre bergige Heimat verlassen und sich ins Ausland begeben. Dort befällt sie bereits nach kurzer Zeit eine so starke Sehnsucht nach ihrer gewohnten Umgebung, dass schon bald schwere körperliche Symptome auftreten, die im Falle, dass sie nicht behandelt werden, sogar zum Tod führen können.

Eine drohende Erkrankung lässt sich nach Hofer daran erkennen, dass die Patienten anfangen, traurig und ziellos umherzuirren und häufig zu seufzen, eine melancholische Stimmung entwickeln und von wenig Anderem sprechen möchten als von den Vorzügen ihres Vaterlandes. Wird die Krankheit akut, äußert sie sich durch eine Reihe von Symptomen wie Schlafstörungen, Schwächeanfälle, Herzrasen, Hunger oder Appetitlosigkeit und im Endstadium schließlich durch verzehrendes Fieber und Organversagen. Der Tod ist unausweichlich, sofern der Patient nicht so schnell wie möglich in seine Heimat gebracht wird, was eine schnelle und vollständige Heilung bewirkt. Bemerkenswert ist, dass Hofers Ausführungen zufolge oft bereits die Ankündigung einer solchen Rückkehr ausreicht, um eine Linderung der Symptome zu erreichen. Ist die Krankheit noch in einem frühen Stadium, können Quecksilber und blutreinigende Behandlungen wie z. B. Aderlässe helfen, in fortgeschrittenen Stadien nur noch die Verabreichung von Opium. Allerdings ist ohne zumindest die Hoffnung auf eine Heimkehr keine wirkliche Heilung möglich.

Während das hier beschriebene Krankheitsbild sich in dieser Form wohl in keinem zeitgenössischen medizinischen Nachschlagewerk mehr finden dürfte, ist der Name, den Hofer dieser Krankheit gibt, durchaus noch geläufig: Nostalgie – eine Lehnübersetzung des im späten 17. Jahrhundert nur als Schweizer Dialektwort gebräuchlichen „Heimweh“ ins Griechische. Die Idee der Sehnsucht nach einer fernen Heimat selbst ist natürlich älter und findet sich bereits in Homers Odyssee oder dem Alten Testament der Bibel als zentraler Topos. Neu ist dagegen, dass Hofer diesem Phänomen einen Namen gibt und besonders, dass er es als tödliche Krankheit beschreibt, was – für die damalige Zeit – verhältnismäßig schnell auch von anderen Autoren aufgegriffen wird und Eingang in zahlreiche medizinische Lehrbücher und Kompendien findet. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert gehört das pathologische Heimweh nachweislich zu „den zentralen Diskursen der Zeit.“ (Bunke 2009: 14) Weit über die Grenzen medizinischer Fachkreise hinaus wird über die bei Hofer selbst nur ansatzweise erörterten Auslöser und Ursachen der Krankheit diskutiert.

In einer ganzen Reihe von jüngeren Publikationen wird die Entwicklung der Nostalgie ausführlich nachgezeichnet: von einer mehr oder weniger klar definierten Erkrankung zu jener heute mit dem Begriff bezeichneten und eher vage konturierten wehmütigen Rückwendung auf vergangene Zeiten, meistens im Sinne einer – nicht zwingend biografisch bedingten – sentimental Verklärung oder Romantisierung der Vergangenheit, die in der westlichen Welt zweifellos erneut zu den zentralen Diskursen zu zählen ist. Meist wird dabei die These vertreten, dass der semantische Wandel von einem spatialen zu einem temporalen Konzept sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach einer längeren Phase, in der der Diskurs fast komplett in Vergessenheit gerät, gleichsam abrupt vollzieht. Andernorts habe ich nachgewiesen, dass sich diese These so nicht halten lässt und dass die eigentliche Bruchstelle

zwischen Nostalgie als pathologischem Heimweh und Nostalgie als Sehnen nach einer verloren geglaubten Vergangenheit deutlich früher zu verorten ist.¹

Tatsächlich wandeln sich bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts fast alle für die Konstitution des Diskurses relevanten Faktoren. Neben neuen Ansätzen im Bereich der Medizin und der Psychologie, die für die meisten der bei Hofer beschriebenen Symptome nun andere Deutungsmuster anbieten (vgl. Starobinski 1966), verändert sich auch das Konzept der ‚Heimat‘ selbst, vor allem durch die rapide zunehmende Mobilität verschiedener Bevölkerungsgruppen und den damit verbundenen gesellschaftlichen Strukturwandel (vgl. Davis 1979: 6). Noch folgenreicher sind m. E. jedoch die schwerwiegenden Veränderungen im Bereich des Transportwesens bzw. deren Wechselwirkungen mit den damals hegemonischen Auffassungen von Zeit und Raum. 1825 fährt in Europa die erste Eisenbahn, von den Zeitgenossen wird sie schon bald als Symbol des Anbruchs eines neuen Zeitalters gesehen. Wie Wolfgang Schivelbusch eindrücklich beschreibt, wird dieses neue Fortbewegungsmittel als „Raum und Zeit vernichtende Kraft“ (2002: 52) empfunden, als Projektil, in dem die Reisenden durch die Landschaft geschossen werden. Sowohl die Höchst- als auch die Durchschnittsgeschwindigkeiten, mit denen die Züge sich fortbewegen, steigen schnell an, auch das Streckennetz wird kontinuierlich ausgebaut. Einstmals weite Entfernungen können nun innerhalb weniger Stunden oder Tage überwunden werden. Der immer schneller durchquerte Raum verliert, so Schivelbuschs bekannte These, an Bedeutung – und damit auch die Vorstellung, fern von der Heimat zu sein. Zudem werden mit einigen Jahren Verzögerung entlang der Eisenbahnstrecken die ersten Telegraf- und schließlich Telefonleitungen verlegt, dank derer es immer einfacher wird, auch aus großer Distanz in Kontakt mit den in der Heimat Zurückgebliebenen zu bleiben. Das von Hofer beschriebene pathologische Heimweh erscheint deshalb bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend als eine anachronistische Krankheit, die nun primär jenen sozialen Gruppen attestiert wird, die von der neuen industriellen und sozialen Mobilität nicht oder nur eingeschränkt profitieren können: etwa afrikanische Sklaven auf dem amerikanischen Kontinent oder inhaftierte Sträflinge.

Die neue Reisegeschwindigkeit und die dadurch veränderte Raumwahrnehmung wirken sich auch gravierend auf das Zeitgefühl aus und werden häufig als zentrale Konstituenten eines neuen Zeitregimes der Moderne angeführt. In der frühen Diskussion über die durch die Eisenbahn bedingten Veränderungen des Zeitempfindens finden sich bereits die wichtigsten Topoi jenes Beschleunigungsdiskurses angelegt, der „heute gerne zum zentralen Kennzeichen spätmoderner Globalisierungsprozesse stilisiert wird“ (Rosa 2005: 140). Auch Goethes zuletzt zur „Formel der Moderne“ (Osten 2002: 33) erhobener Begriff des ‚Veloziferischen‘,

¹ Für eine ausführlichere Darstellung dieser Argumentation und weitere Literaturangaben vgl. Schrey 2017: 35-69. Der vorliegende Überblick beruht auf einer gekürzten Überarbeitung dieses Kapitels meiner Dissertation.

der die Beschleunigung der Lebensumstände semantisch mit dem Teuflischen verschränkt, fällt auf das Jahr der ersten Eisenbahnfahrt. Suchen Kulturtheoretikerinnen heute nach Präfigurationen für den viel diskutierten aktuellen „Nostalgie-Boom“, finden sie diese meist in eben jenem Beschleunigungsdiskurs, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts virulent wird und eng mit der Industrialisierung und dem ebenfalls in diesem Kontext prominent werdenden Gedanken der Entfremdung verknüpft ist (vgl. Rosa 2013 und Henning 2015).

Überhaupt sollte die Bedeutung dieser ersten industriellen Revolution für die Ausdifferenzierung unseres zeitgenössischen Nostalgiebegriffs nicht zu gering eingestuft werden: Die Krankheit Heimweh konnte in der Theorie immer durch die Heimkehr geheilt werden, doch im Zuge der Industrialisierung beginnt sich dieser bislang stabile Bezugspunkt der Heimat selbst in einem ungekannten Tempo und Ausmaß zu transformieren. Die relative Beständigkeit der Lebenswelt suggerierte jahrhundertlang ein gewisses Maß an Kontinuität und Sicherheit, doch im Europa des 19. Jahrhunderts beginnt sie sich so schnell und tiefgreifend zu verändern, dass dies als revolutionäre Zäsur empfunden wird und nicht wenige Zeitgenossen das Gefühl haben, mit dem Tempo der Entwicklungen nicht mehr Schritt halten zu können. Konrad Paul Liessmann fasst diesen Zusammenhang treffend zusammen:

Vielleicht sind die industriellen und technologischen Revolutionen die einzigen, die Gesellschaften in dem Sinn verändert haben, daß das Neue als Neues zum sichtbaren Motor einer Entwicklung wurde: Eine alpine Landschaft etwa, die dem Furor der Modernisierung unterworfen ist, ist danach nicht wiederzuerkennen. Solange in diesem Landstrich nur die Religionen, Ideologien oder Herrscher gewechselt hatten, war im Prinzip alles beim Alten geblieben. Die neue Zeit zieht ein, wenn Autobahnen, Eisenbahntrassen, Aufstieghilfen, Telephonmasten, Satellitenschüsseln, Staumauern und Lawinenverbauungen nicht nur der Landschaft ein anderes Gesicht verleihen, sondern damit das Leben der Menschen auch grundlegend ändern. (Liessmann 2000: 13)

So ist mit der Industrialisierung des 18. und frühen 19. Jahrhunderts die Grundlage geschaffen für das nun einsetzende Verschmelzen des Heimweh-Diskurses mit dem bereits in Antike und Mittelalter bekannten Topos der ‚guten alten Zeit‘, der die Gegenwart vornehmlich als Epoche des Verfalls einstmals etablierter Werte beschreibt. Prägend für die moderne Nostalgie ist demnach weniger der Prozess der Modernisierung selbst als das Modernisierungsbewusstsein, also das Empfinden, einem unaufhaltsam voranschreitenden und sich stetig beschleunigenden Prozess der Veränderung aller Lebensumstände ausgeliefert zu sein.

2 Nostalgie 1.0 und 2.0

„Outbreaks of nostalgia often follow revolutions“, schreibt Svetlana Boym (2001: XVI) und weist in diesem Kontext darauf hin, dass Nostalgie deshalb nicht als Gegenteil zu Modernisierung, sondern als deren Komplement zu verstehen ist (vgl. auch Rosa 2005: 81). Zwar bezieht Boym sich in diesem Zusammenhang auf politische Revolutionen, aber dasselbe scheint auch für solche im Bereich der Technik und speziell der Medientechnik zutreffend zu sein, auch wenn in diesen Kontexten besondere Vorsicht bei der einfachen Übertragung des Revolutionsbegriffs angebracht ist: So kritisiert etwa Fickers (2015) zu Recht, diese Rhetorik des Neuen verstelle den Blick auf historische Kontinuitäten und konzipiere Wandel als Ereignis statt als Prozess. Anders als häufig dargestellt lösen neue Medien alte schließlich nicht einfach ab, sondern weisen ihnen „neue Systemplätze“ zu (Kittler 1993: 178). Obsoleszenz wird hier mit Peters (2015: 90) als Prozess der Veränderung solcher „Systemplätze“ verstanden. Wie Evan Watkins feststellt, handelt es sich dabei jedoch weder um einen natürlichen noch um einen unaufhaltsamen Prozess, sondern um etwas, das als strukturelle Notwendigkeit von kapitalistischen Gesellschaften stets neu „produziert“ werden muss. Das bereits Bestehende muss immer wieder aufs Neue und oft mit einigem Aufwand als überholt und nicht mehr zeitgemäß codiert werden, was Watkins als „technoideological coding“ bezeichnet (1993: 27ff). Vor diesem Hintergrund erscheint dann auch der Revolutionsbegriff wieder gewissermaßen gerechtfertigt, da technologischer Wandel noch weniger ein evolutionärer Prozess ist, der ohne gezielte Interventionen gleichsam von selbst abläuft. Bleibt man bei der etablierten Zählung von drei historischen industriellen Revolutionen, lässt sich feststellen, dass jede dieser technologischen Umbruchphasen von jeweils spezifischen Formen kultureller Widerständigkeit und Nostalgie begleitet wurde, wofür natürlich jeweils sehr unterschiedliche Motivationen und Ausprägungen denkbar sind. Die Frage, die sich stellt, ist, ob dasselbe auch für eine „vierte industrielle Revolution“ gilt, die von Think-Tanks und staatlichen Akteuren „ausgerufen wird, noch bevor sie stattgefunden hat“ (Drath 2014) und deshalb nicht unumstritten ist (vgl. Kupke et al. 2017).

Die erste industrielle Revolution bereitete, wie hier argumentiert wurde, überhaupt erst den Boden für die Entstehung des zeitgenössischen Konzepts von Nostalgie, darüber hinaus provozierte sie eine Reihe von äußerst heterogenen Gegenbewegungen, die sich – stark vereinfachend – auf einem Spektrum von reflexiven zu restaurativen Formen der Nostalgie (vgl. Boym 2001: 41-56) verorten lassen: Auf der reflexiven Seite stünden in diesem Fall etwa die Dichter der Romantik, die sich nach den von Technik und Fortschritt noch unverdorbenen Naturräumen zurücksehnten, während sie gerade die Unerreichbarkeit des so Ersehnten künstlerisch überhöhten. Auf der anderen Seite der Skala ließen sich Bewegungen wie die der Ludditen einordnen: Diese durch die fortschreitende Mechanisierung der Produktion

arbeitslos gewordenen Textilarbeiter rebellierten im England des frühen 19. Jahrhunderts mit Gewalt gegen die Folgen der Industrialisierung – bzw. gegen jene Folgen, die sie persönlich betrafen, denn dem heutigen Bild dieser Bewegung zum Trotz waren die Ludditen nicht generell technikfeindlich eingestellt (vgl. Jones 2006). In mehr oder weniger konzertierten Aktionen zerstörten sie etwa die mechanischen Webstühle, die ihre eigene manuelle Arbeitskraft obsolet zu machen drohten. Die Ludditen folgten also nicht einer sentimental oder romantischen Motivation, vielmehr waren sie die ersten Opfer eines Umbruchsprozesses, der noch keine „neuen Systemplätze“ für jene qualifizierten Arbeitskräfte bereitgestellt hatte, die nun nicht mehr gebraucht wurden. Obsoleszenz ist demnach nicht nur ein technologischer Prozess, sondern stets auch ein gesellschaftlicher: Als obsolet werden nach Watkins nicht nur technische Geräte codiert, sondern im selben Zuge auch ganze soziale Gruppen, die ebenfalls „überflüssig“ werden und im Neuen keinen Platz mehr finden.

Für die folgenden beiden industriellen Revolutionen lassen sich prinzipiell vergleichbare Phänomene ausmachen, die sich ebenfalls zwischen den beschriebenen Polen von romantischer Überhöhung des Alten und (vermeintlich) Natürlicheren und pragmatisch/ökonomisch bedingtem Protest bewegen. Allerdings begründen die verschiedenen als „neo-ludditisch“ beschriebenen Bewegungen des 20. Jahrhunderts den aktiven Widerstand gegen die Industrialisierung zunehmend mit romantischen Positionen. Gleichzeitig verliert die „Sabotage“, die gezielte Zerstörung oder Beschädigung von Maschinen, im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung als Protestform der Arbeiterbewegung.

Die zweite industrielle Revolution wird in der Regel um die Wende zum 20. Jahrhundert angesetzt und als Zeit der Durchsetzung von Elektrizität und Massenproduktion oder auch „der Zusammenführung von Mechanik und Betriebswirtschaftslehre“ (Kupke et al. 2017: 39) beschrieben. Eine der unmittelbaren Folgen dieser Entwicklung ist die (bis heute anhaltende) Aufwertung des eben nicht industriell gefertigten, sondern handgemachten Produktes. Schivelbusch erklärt dieses Phänomen pointiert: „Je fortgeschrittener, je rationalisierter die industrielle Produktion ist, desto weniger Arbeit geht in das einzelne Produkt ein. Es scheint aber ein Verhältnis zu bestehen zwischen dem Maß von Arbeit, das in Produkte geronnen ist, und dem Gefühl, mit dem die Menschen diesen Produkten begegnen.“ (1973: 271) Im selben, nur wenig beachteten Aufsatz aus dem Jahr 1973 beschreibt er die Nostalgie zum ersten Mal als Effekt einer materiellen Kultur, die in immer kürzer werdenden Innovationszyklen eine Produktgeneration nach der anderen als obsolet codiert und durch eine neuere, vermeintlich bessere ersetzt. Für Schivelbusch bietet Nostalgie daher eine Art „Verschnaufpause“ in diesem stets schon verlorenen Wettrennen, weshalb er sie nicht wie die meisten seiner Zeitgenossen als regressiven Reflex einer geschichtsvergessenen Gegenwart beschreibt, sondern als „notwendige Tätigkeit innerhalb der Ökonomie der menschlichen Psyche“, ohne die der menschliche psychische Apparat an der „Bewältigung der kapitalistischen Realität“ zugrunde

gehen würde (1973: 276). Nostalgie ist in dieser Perspektive demnach nicht mehr die Krankheit, sondern die Kur – bzw. beides zugleich: Einerseits lässt sich die moderne Nostalgie mit Schivelbusch als eine Art Widerstandsgeste gegen die Logik der permanenten Innovation verstehen, andererseits handelt es sich geradezu um eine notwendige Stütze dieser Logik, die zunehmend auch in die Vermarktungsstrategien und Prozesse der „technoideologischen Co-dierung“ inkorporiert wird, um Phasen rapiden technischen Wandels gleichsam abzumildern.

3 Nostalgie 3.0 – und 4.0?

Deutlicher noch als die beiden vorangehenden ist die dritte industrielle Revolution (genauso wie die im Wesentlichen auf dieser beruhenden proklamierten vierten) auch eine medientechnische Revolution. Vor dem Hintergrund eines weiten Fachverständnisses sieht Jens Schröter deshalb auch die Medienwissenschaft in der Pflicht, sich mit diesen Entwicklungen auseinanderzusetzen. Denn „diese neuen Technologien“ sind „keine Technologien der Kraft und der Energie mehr [...], sondern Technologien, die Informationen speichern, prozessieren, übertragen, darstellen (um ggf. Technologien, die Kraft und Energie prozessieren, zu steuern) [...] – Medien.“ (2017: o. S.) Entsprechend sind auch die prominentesten nostalgischen Begleiterscheinungen zuallererst mediale Phänomene: Vergleichbar mit der beschriebenen Aufwertung des Handgemachten ist im Zuge der Durchsetzung digitaler Apparate eine weit verbreitete rückblickende Romantisierung von analogen Medienformen und deren Ästhetik zu beobachten. Häufig nimmt diese Haltung geradezu fetischistische Züge an – man denke etwa an die vehement geführten Debatten um die (tatsächlichen oder vermeintlichen) Vorzüge der analogen Schallplatte gegenüber der digitalen CD (vgl. Schrey/Volmar 2017) oder die vergleichbaren Diskussionen um den angeblichen „Wirklichkeitsverlust“ in der digitalen Fotografie (vgl. etwa Schröter 2004) sowie die damit jeweils lose verbundenen Retroszenen.

Formen solcher „analogen Nostalgie“ (Schrey 2017) finden sich aber auch in zahlreichen anderen Bereichen der zeitgenössischen Medienkultur. Zunehmend formieren sich in diesem Kontext auch tatsächlich technologiekritische Positionen. Virulent wird dies besonders vor dem Hintergrund jener jüngeren Entwicklungen der Digitalisierung, die in Deutschland seit 2011 unter dem Begriff „Industrie 4.0“ verhandelt werden und in diesem Zusammenhang als Basis für die geplante vierte industrielle Revolution betrachtet werden.² Ratgeberliteratur mit Titeln wie *Be a Little Analog* (Hendricks 2016) oder *Analog ist das neue Bio* (Wilkens 2015)

² Zu nennen wären hier neben Schlagworten wie Vernetzung, „Internet der Dinge“, Big Data, KI, Automatisierung auch die Verbindung dieser Entwicklungen mit Nanotechnologie, Genetik etc. (Schwab 2017: 8).

geben ihrer Leserschaft Tipps zur Entschleunigung ihres mittlerweile weitgehend digital organisierten und vernetzten Alltags, denn die entfesselte Digitalisierung verhalte sich „wie die Industrielle Revolution, aber auf Speed“ (Wilkens 2015, Klappentext). So wird eine partielle Rückkehr zum – freilich recht diffus verstandenen – Analogen gefordert, die auf Überlegungen zu Nachhaltigkeit, Datensicherheit, Umweltschutz und Sozialität basiert. Für Wilkens ist „von Bio lernen“ der Schlüssel zu einer besseren, analogeren Welt (2015: 108). „So wie Bio eine Antwort auf die industrielle Massenproduktion von Lebensmitteln ist und diese nun beeinflusst, kann Analog eine Antwort auf die industrielle Massenproduktion und Verarbeitung von Daten sein und auch diese Entwicklung beeinflussen.“ (2015: 122) Das Horrorszenario, das der geläuterte einstige digitale „Revolutionär“ (2015: 27) entwirft, besteht unter anderem in einer vollständig digitalen Zukunft, in der Computer selbst noch darüber entscheiden, „welcher Mensch welchen der übrig gebliebenen Human-Jobs bekommt“ (2015: 50). Nostalgie für das Analoge bzw. das Vordigitale wird, wie hier beispielhaft beschrieben, immer mehr zu einer antizipierten Nostalgie für die Arbeit. Die Angst vor einer umgreifenden „technologischen Arbeitslosigkeit“ wird dabei zunehmend zum Thema fiktionaler Szenarien. Längst ist die Fabrik der Zeit der Hochindustrialisierung, einst selbst Inbegriff der „entfremdeten Arbeit“ im Marx’schen Sinn, zum Symbol einer romantisierten industriellen Vergangenheit geworden, was sich nicht nur in der Musealisierung einstiger Fabrikanlagen abzeichnet (vgl. Pasiëka/Filipkowski 2015), sondern auch in zahlreichen künstlerischen Projekten.³

Bereits als digitale Computer noch klobige Industrieanlagen waren, die ganze Räume füllten, wurde über die potentiellen Umwälzungen des Arbeitsmarktes durch diese neue Technologie nachgedacht. Schon 1952, knapp zwei Jahrzehnte vor der Zeit, die als Beginn der dritten industriellen Revolution gilt, wird in einer Reihe von Zeitungsartikeln der amerikanischen Newspaper Enterprise Association über eine digitalisierte Zukunft nachgedacht und auch darauf verwiesen „that one digital computer could replace 300 employees in a bank, for instance, or the entire billing department of a department store“ (Kleiner 1952). Diese Artikel berichten noch in einem geradezu euphorischen Ton von solchen Entwicklungen und interessieren sich offenkundig wenig dafür, was mit den 300 obsolet gewordenen Angestellten oder der gesamten Rechnungsabteilung des Warenhauses geschehen sollte. Ein Grund hierfür ist sicherlich auch die nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA historisch niedrige Arbeitslosenquote von unter drei Prozent.

³ In meiner Dissertation untersuche ich in diesem Zusammenhang unter anderem Tacita Deans Film *Kodak* (2006), Robert Burleys Fotoprojekt *The Disappearance of Darkness. Photography at the End of the Analog Era* (2005–2010) und Christian Marclays Pop-up-Plattenpresswerk in der Londoner Galerie White Cube (2015). Vgl. Schrey 2017.

Im Laufe der tatsächlichen „kybernetischen Revolution“, über die 1952 nur spekuliert werden konnte, wird der vorherrschende Ton zunehmend pessimistischer. 1978 zielt unter dem Titel „Die Computer-Revolution – Fortschritt macht arbeitslos“ ein – noch recht un gelenk aussehender – Roboter das Cover des Magazins DER SPIEGEL (Ausgabe 16/1978, Abb. 1). In einer seiner zangenförmigen Hände trägt er den im Verhältnis deutlich kleineren Blue Collar Worker, dessen Arbeitsplatz er offenbar übernommen hat. In der entsprechenden Reportage wird die Fabrik der Zukunft als menschenleerer Ort beschrieben, in dem vollautomatisiert produziert werden kann. 1994 schreibt der Soziologe Stanley Aronowitz bereits im Ton eines Rückblicks auf jene Umwälzungen der Computer-Revolution und die damit verbundenen Utopien:

This leads to the conclusion that the current celebration of the coming of the cyborg, the possibilities of transforming labor into play, the hype about the wonderful world of the electronic superhighway and the vast horizon of the deployment of computers for music, film, and other visual arts must be tempered by the recognition that the *main* use of computers and other cybernetic technologies is to *destroy paid work*. (Aronowitz 1994: 292)

Kurz darauf veröffentlichte der Ökonom Jeremy Rifkin (1996) seine damals viel beachtete Studie *The End of Work*, in der er eine technologisch bedingte Massenarbeitslosigkeit prognostiziert. In den letzten Jahren gerät diese Frage nach der „technologischen Arbeitslosigkeit“ immer stärker in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, spätestens seit der viel zitierten Studie der Oxford Martin School, der zufolge allein in den USA 47 % aller Arbeitsplätze durch mit der Digitalisierung verbundene Veränderungen unmittelbar gefährdet sind (Frey und Osborne 2013). Gerade in Deutschland dominiert diese Perspektive die mediale Wahrnehmung, zumindest jenseits von spezifischen Fachpublikationen. Zum Ausdruck gebracht wird dabei einerseits die Sorge, Deutschland könne den Anschluss im Innovationswettrennen verlieren und so von anderen Nationen einen neuen globalen Systemplatz zugewiesen bekommen, was letztlich auf die Forderung nach einer forcierten Beschleunigung der technischen Entwicklung hinausläuft, und andererseits die individuelle Sorge, zu den Verlierern gerade dieser Beschleunigung und zu jenen Berufsgruppen zu gehören, die durch die propagierte vierte industrielle Revolution obsolet werden. Dass gerade die Zukunft der journalistischen Profession in diesem Kontext immer wieder als gefährdet genannt wird, da schon in naher Zukunft Algorithmen einen Großteil der Nachrichten schreiben könnten (vgl. Podolny 2015), trägt wahrscheinlich zu dieser Art der Berichterstattung bei.



Abb. 1: DER SPIEGEL 16/1978



Abb. 2: DER SPIEGEL 36/2016

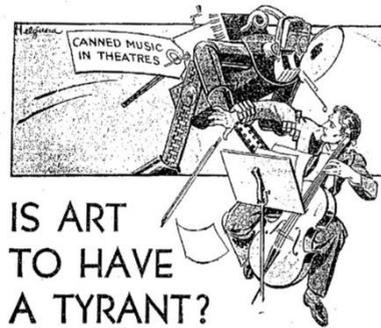


Abb. 3: Kampagne der American Federation of Musicians (1930)

Typisch hierfür ist etwa das Cover des SPIEGEL 36/2016 (Abb. 2), ein erkennbares „Remake“ des bereits beschriebenen Titelbildes von 1978: Zur Illustration der Bedrohung greift eine riesige Roboterhand einen hilflos aussehenden Arbeiter, um ihn von seinem Arbeitsplatz zu entfernen. Trotz der offensichtlichen Ähnlichkeit der beiden Bilder fallen vor allem die Differenzen ins Auge: Statt des Industriearbeiters ist das Opfer nun ein Mann in Anzug und Krawatte, der aus einem voll verglasten Büroraum vertrieben wird. Verändert haben sich in diesen knapp 40 Jahren jedoch nicht nur die Breite der durch die Automatisierung als gefährdet wahrgenommenen Berufsbilder, sondern auch die angenommenen Machtverhältnisse zwischen Roboter und Mensch: Während der Roboter als Sinnbild der Verdrängung des Menschen aus der Arbeit 1978 noch aussieht wie ein überdimensioniertes Spielzeug mit offensichtlich beschränktem Funktionsumfang, ist 2016 von dem offenbar gigantischen Roboter nur noch die Hand zu sehen, die ikonografisch deutlich an Darstellungen der Hand Gottes erinnert.

Überhaupt greifen diese Darstellungen auf längst etablierte Topoi zurück und können in einer Reihe mit früheren Darstellungen gesehen werden, in denen auch bereits humanoid aussehende Roboter Menschen aus ihren traditionellen Aufgabengebieten oder Berufsbildern verdrängen, dabei allerdings noch symbolisch für andere Phänomene technologischen Wandels stehen. So ruft etwa der amerikanische Berufsmusikerverband 1930 – nur wenige Jahre nach dem ersten Auftreten des Roboters als populärkulturelle Figur – mit einer Anzeigenkampagne zum Protest gegen die Verdrängung der Orchestermusiker durch den Tonfilm auf und verwendet dafür unter anderem Illustrationen, die frappierend an die Spiegel-Titelbilder

erinnern (Abb. 3, vgl. Schrey 2017: 181f). Tatsächlich war es diese bewegte Zeit der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er/Anfang der 1930er Jahre, in der auch John Maynard Keynes den Begriff der ‚technologischen Arbeitslosigkeit‘ prägte (1931).

4 Ausblick

Klaus Schwab, Gründer und Präsident des Weltwirtschaftsforums – einer wegen ihrer neoliberalen Positionen immer wieder kritisierten Organisation – fordert aufgrund des „Imageproblems“ der von ihm und anderen ausgerufenen „vierten industriellen Revolution“ ein positiver konnotiertes Narrativ, das die Chancen und den Nutzen dieser Veränderungen hervorhebt, statt eine düstere Zukunft heraufzubeschwören (2017: 9). Tatsächlich existieren solche Narrative durchaus, meist bestehen sie, wie Schröter in seinem diskursanalytischen Literaturbericht über das „Verschwinden der Arbeit“ zusammenfasst, in der relativ simplen Argumentation, in allen vergangenen Phasen der Rationalisierung und Automatisierung sei „die durch Maschinen hervorgerufene Arbeitsverdrängung mit der Entstehung neuer Sektoren mit neuen Berufen und/oder Produkten kompensiert worden“ (Schröter 2017: o. S.). In diesem Zusammenhang weist er jedoch darauf hin, „dass es sich mit der Computertechnologie in all ihren Varianten anders verhält als mit bisherigen Technologien – schon deswegen, weil diese Technologie per definitionem programmierbar und also in ganz verschiedenen Praktiken einsetzbar ist.“ (Ebd.) Tatsächlich scheint die auch bei Schwab vertretene Position, das eigentlich Neue und Revolutionäre an der vierten industriellen Revolution sei gerade ihre Universalität – also die Tatsache, dass sie zwar auf denselben Basistechnologien beruht wie die vorangehende Computer-Revolution, dabei aber eine viel breitere Wirkmacht entfalte und viel mehr Aspekte der Lebenswelt betreffe -, nicht ganz vereinbar mit der Vorstellung von grundsätzlich neuen Systemplätzen, in denen die obsolet Gewordenen unterkommen könnten.

Schwab selbst ist sich dieses Problems offenbar bewusst, weshalb sein eigener Ansatz eines weniger negativ konnotierten Narrativs für die Veränderungen auch nicht wirklich optimistisch gerät. Auch er bezieht sich zentral auf dieselbe Studie von Frey und Osborne (2013), die schon für die dystopische Vision bei Wilkens (2015) herhalten musste, und stellt in diesem Zusammenhang fest, es sei wohl unvermeidbar, dass die sich abzeichnenden Entwicklungen eine massive Umgestaltung des weltweiten Arbeitsmarktes mit sich bringen werden:

But this does not mean that we face a man-versus-machine dilemma. In fact, in the vast majority of cases, the fusion of digital, physical and biological technologies driving the current changes will serve to enhance human labour and cognition, meaning that leaders need to prepare workforces and develop education models to work with, and alongside, increasingly capable, connected and intelligent machines (2017: 40).

Genau betrachtet handelt es sich bei diesen Äußerungen um ein zumindest hoch ambivalentes Szenario: Um mit der Entwicklung mithalten zu können, muss der menschliche Arbeiter sich anpassen bzw. neu erfinden, er soll sowohl seine körperlichen als auch seine kognitiven Fähigkeiten „erweitern“, was erst dank der Technologien, die es notwendig machen, möglich wird. Und das Ganze, um mit den Maschinen – zu denen er angeblich nicht in Konkurrenz steht, Schritt halten zu können bzw. um mit ihnen überhaupt zusammenarbeiten zu können.

Genau diese Form des immer schon verlorenen Wettlaufs verweist wieder zurück auf Schivelbuschs Text über *Das nostalgische Syndrom* von 1973: Was bleibt, ist der Blick zurück, die von der Nostalgie offerierte Verschnaufpause, die jedoch stets zeitlich eng begrenzt ist. Der Ausflug in die Vergangenheit führt grundsätzlich wieder zurück zu seinem Ausgangspunkt und ist, wie beschrieben, in zunehmendem Maße systemisch vorgesehen und legitimiert. Denn die Rückkehr des Obsoleten in Form von nostalgischen Narrativen ist harmlos und ungefährlich, stützt sie doch den beschriebenen Kreislauf (vgl. Watkins 1993: 39). Dies betrifft selbst die Nostalgie für die Ludditen, wie das abschließende Zitat von Thomas Pynchon belegt, der bereits 1984 gewissermaßen eine Nostalgie „4.0“ antizipiert:

„[T]he next great challenge to watch out for will come [...] when the curves of research and development in artificial intelligence, molecular biology and robotics all converge. O boy. It will be amazing and unpredictable, and [...] certainly something for all good Luddites to look forward to if, God willing, we should live so long.“ (Pynchon 1984: o. S.)

Literatur

- [1] Boym, Svetlana (2001): *The Future of Nostalgia*. New York, NY: Basic Books.
- [2] Bunke, Simon (2009): *Heimweh. Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte einer tödlichen Krankheit*. Freiburg im Breisgau: Rombach.
- [3] Davis, Fred (1979): *Yearning for Yesterday. A Sociology of Nostalgia*. New York, NY: Macmillan.

- [4] Drath, Rainer (2014): Industrie 4.0. Eine Einführung. Online verfügbar unter: <http://www.openautomation.de/detailseite/industrie-40-eine-einfuehrung.html>
- [5] Fickers, Andreas (2015): Konservative Medienrevolutionen. Überlegungen zu einer Genealogie des Medienwandels. In: Susanne Kinnebrock et al. (Hrsg.): Theorien des Medienwandels. Köln: Herbert von Halem, S. 259–279.
- [6] Frey, Carl Benedikt; Osborne, Michael (2013): The Future of Employment. How Susceptible Are Jobs to Computerisation? Online verfügbar unter http://www.oxfordmartin.ox.ac.uk/downloads/academic/The_Future_of_Employment.pdf, zuletzt geprüft am 17.03.2016.
- [7] Hendricks, Julius (2016): Be a Little Analog. München, Wien: Thiele.
- [8] Henning, Christoph (2015): Theorien der Entfremdung zur Einführung. Hamburg: Junius.
- [9] Jameson, Fredric (1991): Postmodernism. Or, the Cultural Logic of Late Capitalism. Durham, NC: Duke University Press.
- [10] Jones, Steven E. (2006): Against Technology. From Luddites to Neo-Luddism. London: Routledge.
- [11] Keynes, John Maynard (1931): Essays in Persuasion. London: Macmillan.
- [12] Kittler, Friedrich (1993): Geschichte der Kommunikationsmedien. In: Huber, Jörg; Müller, Alois Martin (Hrsg.): Raum und Verfahren. Interventionen. Basel und Zürich: Stroemfeld/Roter Stern, S. 169-188.
- [13] Kleiner, Richard (1952): Bookies Due for Shock When the Electronic Brain Says Nuts To Physics and Starts Picking Winners. In: Evening Times. Cumberland, MD, 31.07.1952, S. 12.
- [14] Kupke, Till et al. (2017): Industrie 4.0 – eine industrielle Revolution? In: Andelfinger, Volker P.; Hänisch, Till (Hrsg.): Industrie 4.0. Wie cyber-physische Systeme die Arbeitswelt verändern. Wiesbaden: Springer Gabler, S. 33-56.
- [15] Liessmann, Konrad Paul (2000): Die Furie des Verschwindens. Über das Schicksal des Alten im Zeitalter des Neuen. In: Ders. (Hrsg.): Die Furie des Verschwindens. Über das Schicksal des Alten im Zeitalter des Neuen. Wien: Paul Zsolnay, S. 7–15.
- [16] Osten, Manfred (2002): „Alles veloziferisch“. Goethes Otilie und die beschleunigte Zeit. In: Hinderer, Walter (Hrsg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 213-229.

- [17] Pasięka, Agnieszka; Filipkowski, Piotr (2015): Anthropological Exercises in Postindustrial Reflexivity. In: *Laboratorium* 7 (3), S. 5-13.
- [18] Peters, John Durham (2015): Proliferation and Obsolescence of the Historical Record in the Digital Era. In: Tischleder, Babette Bärbel; Wasserman, Sarah L. (Hrsg.): *Cultures of Obsolescence. History, Materiality, and the Digital Age*. Basingstoke, New York, NY: Palgrave Macmillan, S. 80-96.
- [19] Podolny, Shelley (2015): If an Algorithm Wrote This, How Would You Even Know? In: *New York Times*, 07.03.2015 (Sunday Review). Online verfügbar unter <http://www.nytimes.com/2015/03/08/opinion/sunday/if-an-algorithm-wrote-this-how-would-you-even-know.html>.
- [20] Pynchon, Thomas (1984): Is It OK To Be A Luddite? In: *New York Times*, 28.10.1984. Online verfügbar unter <http://www.nytimes.com/books/97/05/18/reviews/pynchon-luddite.html>.
- [21] Rifkin, Jeremy (1996): *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft*. Frankfurt a. M., New York, NY: Campus.
- [22] Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- [23] Rosa, Hartmut (2013): *Beschleunigung und Entfremdung. Auf dem Weg zu einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- [24] Schivelbusch, Wolfgang (1973): Das nostalgische Syndrom. Überlegungen zu einem neueren antiquarischen Gefühl. In: *Frankfurter Hefte* 28 (4), S. 270-276.
- [25] Schivelbusch, Wolfgang (2002): *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- [26] Schrey, Dominik (2017): *Analoge Nostalgie in der digitalen Medienkultur*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- [27] Schrey, Dominik und Axel Volmar (2017): CD. In: Morat, Daniel; Ziemer, Hansjakob (Hrsg.): *Handbuch Sound. Geschichte – Begriffe – Ansätze*. Stuttgart: Metzler (im Erscheinen).
- [28] Schröter, Jens (2004): Das Ende der Welt. Analoge vs. digitale Bilder – mehr und weniger 'Realität'? In: Ders.; Böhneke, Alexander (Hrsg.): *Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum? Zur Theorie und Geschichte einer Unterscheidung*. Bielefeld: Transcript, S. 335-354.

- [29] Schröter, Jens (2017): Digitale (Medien-)Technologien und das Verschwinden der Arbeit. Ein Literaturbericht. In: Bächle, Thomas; Thimm, Caja (Hrsg.): Die Maschine. Freund oder Feind? Heidelberg: Springer (im Erscheinen).
- [30] Schwab, Klaus (2017): The Fourth Industrial Revolution. New York: Crown Business.
- [31] Starobinski, Jean (1966): The Idea of Nostalgia. Translated by William S. Kemp. In: Diogenes 14 (54), S. 81–103.
- [32] Watkins, Evan (1993): Throwaways. Work Culture and Consumer Education. Stanford, CA: Stanford University Press.
- [33] Wilkens, André (2015): Analog ist das neue Bio. Ein Plädoyer für eine menschliche digitale Welt. Berlin: Metroлит Verlag.